

1. Die Inhaltsanalyse als Mittel der psychotherapeutischen Forschung

- 1.1 Einleitung und kurzer historischer Überblick zur Entwicklung der Inhaltsanalyse
- 1.2 Kommunikations- und sprachtheoretische Grundlagen der Inhaltsanalyse
- 1.3 Methodologische Bemerkungen zur inhaltsanalytischen Untersuchungssituation
- 1.4 Die Bedeutung der Inhaltsanalyse in der psychotherapeutischen Forschung
- 1.5 Die Entwicklung der maschinellen Inhaltsanalyse

1.1 Einleitung und kurzer historischer Überblick zur Entwicklung der Inhaltsanalyse

Max WEBER's Empfehlung^{*1)}, den Inhalt von Zeitungen mit „Schiere und Kompass“ zu durchforsten, um quantitativ fassbare Veränderungen der publizierten Inhalte im geschichtlichen Wandel zu ermitteln, hatte einen Vorläufer: J.G. SPEED (1893) verglich als erster die Veränderungen in den Sonntagsausgaben der New Yorker Tageszeitungen zwischen 1881 und 1883^{*2)}. Als Methode entwickelte sich die Inhaltsanalyse aber nur allmählich. Erst in den dreißiger Jahren nahm die Inhaltsanalyse im Rahmen der Propagandaforschung einen allmählichen Aufschwung. Von den 1700 kommunikationswissenschaftlichen Inhaltsanalysen sind über 70% erst nach 1940 entstanden (BARCUS, 1959). Die Forscher, denen die Inhaltsanalyse entscheidend Ausbau und Entwicklung in diesen Jahrzehnten verdankte, waren vor allem H.D. LASSWELL, P.F. LAZARSELD und B. BERELSON (s.d. TILMANN, 1971, S. 182).

Der Mutterboden der Inhaltsanalyse war also der Bereich der Massenkommunikations- und Medienforschung; um so erstaunlicher ist die historische Rolle, die SILBERMANN (1974) in seinem Handbuchartikel dem Verfasser der "Traumdeutung", S. FREUD, zuschreibt:

„Wollte man versuchen, der Entwicklungsgeschichte der Inhaltsanalyse in allen Details nachzugehen, und zwar zurück bis in Zeiten, zu denen dieses Fachwort noch nicht geprägt war, so müsste man bei denjenigen Forschern beginnen, die den Weg zur wissenschaftlichen Untersuchung der Seele vorbereitet haben. Zumindest aber müsste der Name von Sigmund Freud Erwähnung finden und insbesondere sein Buch ‚Die Traumdeutung‘ aus dem Jahre 1900. Wird doch hier zum ersten Male eine zusammenfassende Arbeit vorgelegt, die versucht, experimentell, d.h. unter Ausschluss philosophischer Gedankengänge, ein Licht auf die irrationalen Elemente des menschlichen Verhaltens zu werfen, und dies insbesondere in Bezug auf Symbolismus, Sprache und Mythos. Die konzeptuelle Analyse symbolischer Formen, wie sie sonst noch bis zu ERNST CASSIRERS ‚Philosophie der symbolischen Formen‘ (1922/23) im Vordergrund steht, wird hier bereits verlassen, um einer Analyse Platz zu machen, welche die Bedeutung von Symbolen für das soziale Leben aufzuzeigen sucht“ (SILBERMANN, 1974, S. 253).

Entscheidend für SILBERMANN's Zuordnung der FREUD'schen Trauminterpretation zu den Vorläufern der Inhaltsanalyse ist also dessen Aufzeigen von Beziehungen zwischen Symbol und sozialem Kommunikationsgefüge. So waren es nach SILBERMANN auch der Psycho-

^{*1)} zit. nach RITSERT, 1972, S. 15.

^{*2)} Einen Überblick über frühe, unsystematische Textvergleiche, wie sie z.B. bereits in den Praktiken der religiösen Zensur verwandt worden waren, geben STONE et al., (1966, S. 20ff).

analyse nahestehende Sozialwissenschaftler, die die kommunikative Funktion von Symbolen im sozialen Gefüge zuerst untersuchten.

Als einer der ersten hat H.D. LASSWELL (1933) zwischen der psychoanalytischen und der sozialwissenschaftlichen Untersuchungsmethode vermittelt. In seiner Arbeit über „Psychoanalyse und Sozioanalyse“ diskutiert er die Beziehung zwischen der extensiven Beobachtungsmethode der Sozialwissenschaften und der intensiven Methode der Psychoanalyse und kommt dann auf die Bedeutung der psychoanalytischen Symbollehre zu sprechen:

„Die fruchtbare dialektische Beziehung zwischen intensiven und extensiven Beobachtungsmethoden mag ferner durch einen kurzen Hinweis auf die Bedeutung der Psychoanalyse für eine allgemeine Theorie sozialen Geschehens beleuchtet werden. Die Psychoanalyse hat unser Wissen von den dialektischen Beziehungen unter den Symbolen sehr erweitert... Die Psychoanalyse liefert hauptsächlich Beiträge zum dialektischen Umschlag von Symbol zu Symbol und ergänzt damit die dialektischen Verfahrensweisen, die bisher nur die Material–Material-, Material–Symbol- und Symbol–Materialumschlagsrelationen umschlossen“ (1933, S. 380).

Mit der Entwicklung der Inhalts- oder auch Aussagenanalyse entwickelte sich somit eine wissenschaftliche Interpretationstechnik, die sich von der hermeneutischen Interpretationsmethode im wesentlichen dadurch zu unterscheiden versuchte, dass sich in ihr der interpretative Prozess nach vorher festgelegten Regeln und Spezifikationen zu vollziehen hatte. Ihren Niederschlag fand diese wissenschaftliche Einstellung in der ersten, grundlegenden Definition der Inhaltsanalyse, wie sie von BERELSON (1952) vorgelegt wurde:

„Die Inhaltsanalyse ist eine Untersuchungstechnik, die der objektiven, systematischen und quantitativen Beschreibung des offenbaren Inhalts von Mitteilungen aller Art dient“ (S. 18).

Diese frühe Definition wurde in der Zwischenzeit in vielfältiger Weise erweitert und umgeformt.

BERELSON's Festlegung auf manifeste Inhalte wurde besonders durch das Einbeziehen der Eigenschaften von Sender und Empfänger in den Forschungsprozess überholt. So unterstreicht STONE (1966), im Rahmen der besonders von ihm entwickelten maschinellen Textanalyse, den deduktiven Charakter der Inhaltsanalyse:

„Inhaltsanalyse ist jede Forschungstechnik zum Aufstellen von Folgerungen, bei der systematisch und objektiv einzeln bezeichnete Eigenschaften innerhalb eines Textes identifiziert werden“ (S. 5).

Vom deskriptiven Vorhaben BERELSON's hat sich die Inhaltsanalyse zur schlussfolgernden Beobachtungsmethode entwickelt. In dieser Entwicklung wird der theoriebezogene Charakter alles wissenschaftlichen Fragens deutlicher

denn je sichtbar, was bei der Diskussion der inhaltsanalytischen Wörterbücher im Rahmen der maschinellen Textanalyse noch besonders hervorgehoben wird.

Der wissenschaftstheoretische Ort, der diesen Bemühungen zugrunde liegt, ist der des Symbolischen Interaktionismus.

„Es besteht kein Zweifel darüber, dass ein großer Teil menschlichen Verhaltens symbolisch ist. Um seine natürliche und soziale Umgebung zu organisieren, hat sich der Mensch auf Botschaften verlassen, und der Kern dieser Botschaften stimmte nie voll mit dem Ideal objektiver Repräsentation überein. Symbolische Konfigurationen höherer Organisationsniveaus kontrollieren und strukturieren nicht nur individuelles Verhalten, sondern können auch ein Eigenleben haben. Es ist zu erwarten, dass die Untersuchung der Fragen, wie solche Symbole im komplexen Netz sozialer Interaktion ausgetauscht werden und wie Botschaften in sich selbst verändernden Kommunikationssystemen übersetzt werden, auf allen Untersuchungsebenen bedeutende Einsichten in menschliches Sozialverhalten bringen wird. Die Inhaltsanalyse wird in dieser Art von Forschung angewandt“ (KRIPPENDORF, 1969; S. 3).

Fasst man die psychoanalytische Situation als komplexes Netz einer sozialen Interaktion auf, welche durch den Austausch von Botschaften bzw. Nachrichten zwischen Analytiker und Analysand sich selbst ständig verändert, so wird unmittelbar ersichtlich, dass der von KRIPPENDORF beschriebene Sachverhalt hier gegeben ist. Bevor wir jedoch im Einzelnen auf bisherige Ansätze zur Verwendung der Inhaltsanalyse im Bereich der Psychotherapie / Psychoanalyse eingehen, sollen zunächst die kommunikations- und sprachtheoretischen Voraussetzungen der Inhaltsanalyse diskutiert werden.

1.2 Kommunikationstheoretische und sprachtheoretische Grundlagen der Inhaltsanalyse

Zum Verständnis der in der Inhaltsanalyse durchgeführten Operationen ist ein Rückgriff auf einige elementare Konzepte und Modelle der Kommunikationstheorie angebracht. Der Charakter der Inhaltsanalyse als einer pragmatischen Methode brachte es mit sich, dass sich die theoretische Ausarbeitung und Fundierung dieser Technik nur langsam entwickelte^{*)}.

Im Mittelpunkt der verschiedenen Kommunikationstheorien und Symbolfunktionen steht das Zeichen. Für die Beschreibung der Beziehungen zwischen Zeichen und deren Benutzer werden verschiedene Zeichentheorien (Semiotik) verwendet, die jeweils unterschiedliche Akzentuierungen aufweisen. Herkömmliche Modelle unterscheiden zwischen:

- a) der Syntaktik, die die Beziehungen zwischen den Zeichen beschreibt;
- b) der Semantik, die die Beziehungen der Zeichen zu den Objekten beschreibt; und
- c) der Pragmatik, die die Beziehungen der Zeichen zu ihren Interpreten beschreibt (s.d. MORRIS, 1938, S. 6).

Wenn diese definitorischen Ansätze in der einfachen Form auch nicht mehr uneingeschränkt gültig sind (s. MORRIS, 1946), so verweisen sie auf eine auch heute akzeptierte Form der Unterscheidung von Problembereichen. Die Inhaltsanalyse deckt in ihrer Zielsetzung einen Bereich ab, der alle diese genannten Zeichenaspekte umfasst, welcher sich am besten in der bekannt gewordenen inhaltsanalytischen Frage „Wer sagt Was zu Wem mit Welcher Wirkung“ (LASSWELL, LERNER und POOL, 1952, S. 12) ausdrücken lässt. Mit diesen drei Aspekten lassen sich die verschiedenen Fragestellungen der Inhaltsanalyse übersichtlich darstellen, weshalb wir hier ein Schema übernehmen, welches in Anlehnung an HOLSTI (1968) aufgeführt wird:

	Zweck	Semiotische Beziehung
I	Beschreibung der Charakteristika	Syntaktik: Zeichen – Zeichen-Relation

^{*)} In diesem Sinne äußert sich besonders UNGEHEUER (1971) recht kritisch; TILMANN (1971) und KRIZ (1976) kritisieren ebenfalls den kommunikationstheoretisch naiven Charakter der Inhaltsanalyse, sehen aber zugleich, dass auf beiden Seiten die Grenzen allzu lange dicht gehalten wurden. Der Beginn eines kleinen Grenzverkehrs zwischen linguistischer Semantik und Inhaltsanalyse lässt sich ziemlich genau mit der Veröffentlichung der Arbeitspapiere vom Workshop on Content Analysis an der Annenberg School of Communication datieren, die 1969 von GERBNER, HOLSTI, KRIPPENDORF, PAISLEY und STONE publiziert wurden.

	einer Mitteilung	Semantik: Zeichen – Bedeutungs-Relation
II	Schlüsse auf Eigenschaften des Senders	Pragmatik: Sender – Zeichen-Relation
III	Schlüsse auf Eigenschaften des Empfängers und Wirkungen der Mitteilung	Pragmatik: Zeichen – Empfänger-Relation

Abbildung 2

Wie aus der Abbildung ersichtlich ist, kann die Beschreibung von Mitteilungen sowohl auf syntaktischer Ebene wie auch auf semantischer Ebene erfolgen. Damit entspricht die frühe Definition von BERELSON dem hier als syntaktisch bzw. semantisch genannten Bereich. Allerdings hält diese Unterscheidung nicht stand, wenn man die Frage aufwirft, ob sich überhaupt Mitteilungen untersuchen lassen, die nicht in einen Handlungsvollzug eingebettet sind.

Wir sind hier mit unterschiedlichen Standpunkten konfrontiert, die sich durch die Sprachwissenschaft ziehen und die sich im Bereich der Inhaltsanalyse zwangsweise niederschlagen müssen. Die allgemeine Sprachwissenschaft behandelt z.B. den Bereich der Semantik (ULLMANN, 1957) als situationsunabhängigen Forschungsbereich und spricht deshalb von „der Bedeutung des Wortes“ etc. Die Inhaltsanalyse konnte zu keinem Zeitpunkt übersehen, dass die Bedeutung einer Mitteilung vom jeweiligen Kontext abhängig war: in den Kodierungsprozeduren der Verschlüssler war die pragmatische Bewertung einer Situation jeweils mit enthalten, ohne dass dieser Sachverhalt genügend gewürdigt wurde.

Diese Unterscheidungen haben sich im Bereich der Psychotherapieforschung in zwei Modellbildungen niedergeschlagen, die als I. klassisches und II. als pragmatisches Modell bekannt geworden sind. Inhaltsanalysen nach dem klassischen Modell entsprechen weitgehend den von BERELSON aufgestellten Forderungen. Hierbei werden nur manifeste Inhalte kodiert, die nach BERELSON eine Beschränkung auf die syntaktischen und semantischen Aspekte eines Kommunikationsinhaltes implizieren. Als Inhalt sind hierbei aber alle semiotischen^{*)} Kommunikationssysteme zugelassen, also auch bildhafte, musikalische oder gestische Systeme. BERELSON's Inhaltsanalyse erweist sich damit als eine deskriptive Methode zur Erfassung aller denkbaren Zeichensysteme; eine Einigung auf nur lexikalische Inhalte ist damit ausgeschlossen. Der Nachteil des klassischen Ansatzes besteht nun aber darin, dass erstens ein sprachwissenschaftlicher Semantikbegriff zugrundegelegt ist, d.h. die semantischen Zuordnungen sind situationsunabhängig zu treffen, und dass zweitens direkte Rückschlüsse auf den inneren Zustand des Senders oder Rückschlüsse auf die Wirkung einer Mitteilung auf den Empfänger ausgeschlossen sind. Diese müssen dann über Validierungsprozesse anhand von Außenkriterien geleistet werden. Die Akzentuierung des quantitativen Aspektes teilt das klassische Modell mit dem pragmatischen Modell. Bei diesem werden in die Definition der Analysekategorien solche Gesichtspunkte des Kommunikationsvorganges einbezogen, die die Relation zwischen dem Inhalt und dem Sender bzw. Empfänger berücksichtigen.

Zur Verdeutlichung kann auf den selbstverständlichen Gebrauch der Bezeichnung „Konfrontation“ als einer Kennzeichnung einer therapeutischen Intervention verwiesen werden. Von einer solchen darf aber nur im Rahmen eines pragmatischen Modells gesprochen werden, denn nur wenn der instrumentale Aspekt – d.h. die Auswirkung der Äußerung auf den Patienten – als gegeben angenommen werden kann, ist dieser Begriff verwendbar. Der Kodierungsvorgang bezieht sich damit nicht auf das Vorkommen bestimmter Zeichen, sondern auf die Bedeutung bestimmter Zeichen für die Kommunikationsteilnehmer. Damit gewinnt im pragmatischen Modell die vom Kodierer zu leistende Abstraktion eine zentrale Position. MARSDEN (1971) erläutert diesen Unterschied auch hinsichtlich seiner Relevanz für die Forschungsökonomie. Klassische Inhaltsanalyse kann von wenig geschulten Kräften durchgeführt werden, da eine strenge Beziehung zwischen Zeichen und Kategorie vorweg aufgestellt werden kann. Pragmatische Inhaltsanalyse erfordert hingegen in der Regel sehr geschulte Beurteiler, da die Abstraktionsleistung in den Kodierungsvorgang selbst eingeht.

Diese Gegenüberstellung lässt sich immer wieder auffinden. Sie ist in einer Vielzahl von Diskussionen enthalten, die um die Probleme der Forschung in der

^{*)} Eine Übersicht über die zur Semiotik gehörenden Zeichensysteme findet sich bei ECO, 1972, S. 20 ff.

Psychotherapie kreisen. So unterstreicht z.B. HAGGARD (1962) in einer Diskussion zur „Definition von Variablen“:

„Es ist viel einfacher, sich mit den formalen als mit den inhaltlichen Aspekten einer Mitteilung zu beschäftigen. Ein Grund hierfür liegt im Fehlen eines verbindlichen Systems zur Erfassung von Inhalten, und in dieser Hinsicht haben wir viel mit den Linguisten gemeinsam, die sich mit Aphasikern beschäftigen. Es ist kein Problem, Wörter zu kodieren und zu klassifizieren, aber es ist sehr viel schwieriger, einzuschätzen wie die Wörter gebraucht werden, oder die Implikationen des Stils festzustellen... Mit anderen Worten, ich möchte betonen, dass m.E. wir nicht nur jenes erforschen sollten, was relativ leicht zu erfassen ist, sondern wir müssen auch Methoden entwickeln, um den Inhalt zu analysieren; wir können nicht einfach ignorieren, dass der Inhalt von Äußerungen ein essentieller Bestandteil des psychotherapeutischen Materials ist“ (S. 293).

Wir haben auf das Primat der Quantifizierung in beiden bisher erörterten Modellen bereits hingewiesen: die Häufigkeit eines Kommunikationsinhaltes wird als Träger seiner Bedeutungshaftigkeit eingeführt – eine Annahme, die zu heftigen Kontroversen führte.

Am Beispiel der in der Psychotherapieforschung sehr beliebten, weil leicht messbaren Variable „Häufigkeit der Äußerungen“ als Indikator für die Aktivität des Therapeuten problematisiert COLBY (1962) die Relevanz dieser Variable.

Eine einzige Äußerung eines Therapeuten nach 40-minütigem Schweigen könne psychodynamisch wirksamer sein als 200 unwirksame Äußerungen, die in der gleichen Zeit vom Therapeut geäußert werden. Er thematisiert damit jene Kritik, die von den Vertretern der qualitativen Inhaltsanalyse vorgebracht wird (S. 292).

So geht z.B. KRACAUER (1952) davon aus, dass man mit der Interpretation eines einzigen Wortes oder eines einmalig vorkommenden Symbols den Bedeutungsgehalt eines Textes charakteristischer beschreiben kann als das mit der mühevollen quantifizierenden Auswertung möglich sei. In eleganter Verkehrung des sonst von den „Quantifizierern“ vertretenen Vorwurfes behauptet er somit, dass die quantitative Analyse prinzipiell ungeeignet sei die Bedeutung einzelner Schlüsselwerte zu ermitteln und somit nur „impressionistische“ Ergebnisse liefern könne (S. 635f.). Die hier im Rahmen der Inhaltsanalyse geführte Diskussion zwischen den Vertretern der qualitativen, wohl als hermeneutisch zu bezeichnenden Methode und den Vertretern des quantifizierenden, systematisierenden Ansatzes ist für die Forschungssituation in der Psychotherapie so repräsentativ, dass es lohnend ist, den Stand der Diskussion hierüber kurz zu referieren. Wir stützen uns dabei auf die von BESSLER (1972) gegebene Darstellung.

Ausgangspunkt der Diskussion ist die Unterscheidung, es gäbe in den Sozialwissenschaften Phänomene, die sich prinzipiell entweder nur mit qualitativen oder quantitativen Vorgehensweisen beschreiben lassen. Die

Anerkennung eines solchen Sachverhaltes würde auf eine methodische Zweigleisigkeit in den Sozialwissenschaften hinausführen, wie sie sich bereits im „Positivismusstreit“ (ADORNO et al., 1969) thematisiert hat.

„Wer sich für einen solchen Autonomieanspruch ausspricht, unterstellt, dass es zwei grundsätzlich verschiedene Arten von Objekteigenschaften bzw. Objekten gibt, die auch verschieden gemessen bzw. beschrieben werden müssen. Tatsächlich kann man quantitative und qualitative Variablen in der Sozialforschung unterscheiden. Dabei handelt es sich jedoch nur um eine unterschiedliche Definition der Variablen und keineswegs um essentielle Differenzen. Die alternativen Formen der Definition von Variablen berechtigen also auch nicht zur Postulierung eines wesensmäßigen Unterschiedes zwischen diesen Variablen“ (BESSLER, 1972, S. 62).

Die Vielzahl der Argumente, die im Für und Wider, im Streit der Ideologien eingebracht wurden, lassen sich nach BESSLER auf einige wenige Gesichtspunkte reduzieren. Hinsichtlich eines angeblich vorhandenen prinzipiellen Unterschiedes von qualitativen und quantitativen Variablen bestehe in der neueren sozialwissenschaftlichen Literatur Einigkeit darüber, dass „alle Dinge potentiell quantifizierbar sind“ (KERLINGER, 1964), womit gemeint ist, dass im Prinzip alle theoretisch relevanten Variablen quantifizierbar sind. Zu Recht bemängelte Unzulänglichkeiten liegen an den Unzulänglichkeiten bislang entwickelter Forschungstechniken.

Für COLBY's Einwurf bei der o.g. Diskussion würde deshalb die Antwort lauten, dass wir bis heute noch keine Messmethode für die Wirksamkeit einer Therapeutenäußerung haben, die die situativen Vorbedingungen wie z.B. 40 Minuten Schweigen, den Verlauf der vorherigen Stunden, die Psychopathologie des Patienten und was sonst noch immer an Randbedingungen die Wirksamkeit einer Deutung beeinflussen mag, in Rechnung zu stellen vermag. Wir wissen nur, dass der Kliniker diese Aufgabe sich stellt, – in welchem Umfang er sie jeweils zu lösen vermag, ist allerdings weitgehend unbekannt.

Die Vielzahl der Argumente, die sich auf Fragen der Reliabilität und Validität der beiden Ansätze beziehen, vereinfacht BESSLER auf den Gegensatz zwischen intraindividuellen Erkenntnisprozessen bei der qualitativen Analyse, die in ihren Abläufen nicht in derselben Weise wiederholbar sind und einer Abfolge von operationalen Vorschriften bei den quantitativen Techniken, die jederzeit nachzuvollziehen sind.

Als drittes verweist BESSLER noch auf das unterschiedliche Niveau der Messung zwischen qualitativer und quantitativer Inhaltsanalyse. Qualitative Vorgehensweisen bestehen aus einer Zuordnung verbaler Kategorien eines textunabhängigen Kategorienkataloges zu Aussagen, weshalb man hierbei messtheoretisch von einem Nominalskalenniveau sprechen kann, wenn man überhaupt diese Zuordnungsprozedur bereits als Messung bezeichnen will (s.d. CICOUREL, 1964). Die quantitativen Techniken entsprechen dagegen einer

Messoperation auf Ordinal- bzw. Intervallskalenniveau. Zusammenfassend kommentiert BESSLER diese Kontroverse wie folgt:

„Abschließend kann also festgestellt werden, dass die Unterscheidung zwischen qualitativen und quantitativen Analysen weder notwendig noch zweckmäßig ist; sie verschleiert mehr als sie klärt. Es lassen sich damit aussagenanalytische Maßnahmen weder genau beschreiben noch hinsichtlich der Fehlerhaftigkeit bzw. des Messniveaus der aussagenanalytischen Messergebnisse beurteilen“ (S. 64).

Nach diesen Ausführungen kommen wir nochmals zu den drei im Schema (Abb. 2) aufgeführten Aspekten zurück und fügen noch einige sprachtheoretische Hinweise ein.

Mit den drei hier unterschiedenen Fragestellungen sind wir bei einer Dreigliederung der Zeichenfunktion angelangt, die sich bereits im Organonmodell der Sprache von K. BÜHLER (1934) nachweisen lässt. In seiner Untersuchung des Zeichenbegriffes geht BÜHLER von dem scholastischen „stat aliquid pro aliquo“ aus. Dieses Für-etwas-stehen tritt in verschiedenen Modi auf, die in dem Organonmodell aufgezeigt sind:

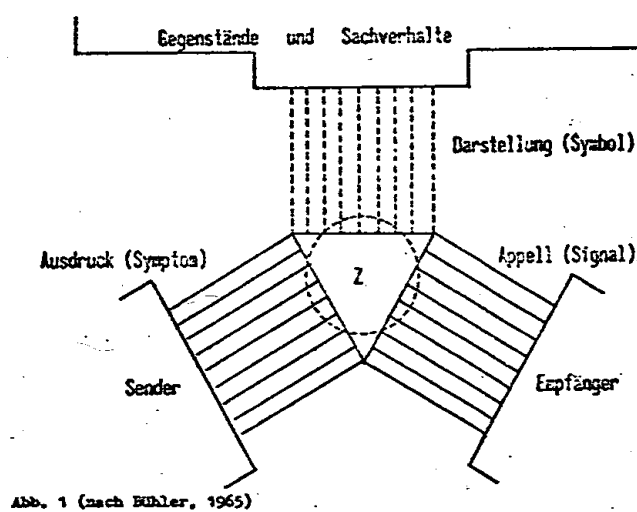


Abbildung 3

Danach ist das Sprachzeichen Symbol (Darstellung) in seiner Beziehung zu Gegenständen und Sprachverhalten, Symptom (Ausdruck) des Senders, dessen Zustand es ausdrückt sowie Signal (Appell) an den Empfänger, auf den es steuernd einwirkt. Soweit die Mitteilungen Symbole im BÜHLER'schen Sinn sind, werden sie für den Psychoanalytiker zum Indiz für die Realitätswahrnehmung des Patienten. Den roten Faden der Mitteilungen sucht der Psychoanalytiker jedoch nicht in ihnen selbst, sondern in Sinnstrukturen, die sich in der Sprache anzeigen, aber auch verbergen. (Das Objekt der neurotischen Angst, von der der Patient spricht, ist z.B. unbekannt). Dass die Sprache des Patienten überhaupt Symptomcharakter im Sinne des Schemas von Karl BÜHLER hat, ist eine Annahme, die der psychoanalytischen Technik, soweit sie als ein Entziffern einer Rede definiert werden kann, zugrunde liegt.

Wir erinnern hier an eine Bemerkung, die ROSEN (1969a) in seiner Einleitung zum Panel „Language and Psychoanalysis“ gegeben hat: Freud habe mit der Entdeckung der Symbolsprache der Symptome eine Übersetzungsaufgabe gestellt, die nach ROSEN's Meinung Methoden erfordere, die mehr denen der Linguistik als denen irgendeiner anderen Disziplin entsprechen würden (S. 114).

ROSEN stützt sich bei seinen weiteren Überlegungen auf S. LANGER (1942), deren differenzierte Darstellung zur Klärung der Begriffe Signal, Zeichen und Symbol wesentlich beitrug^{*)}. Die Relevanz dieser Unterscheidung für die psychoanalytische Konzeptualisierung von Primär- und Sekundärprozess wies ROSEN in einer folgenden Arbeit auf (1969b). Er diskutiert dort das Problem der unbewussten Bedeutung. Zunächst definiert er „Bedeutung“ als „die Erfahrung, die da auftritt, wo das Bezeichnete durch das Zeichen erkannt wird“ (S. 198). Daraus folgt für das Verständnis des Ausdruckes „unbewusste Bedeutung“, dass es sich hierbei um den Gebrauch oder die Reaktion auf ein Zeichen handelt, die sich ohne bewusste Erfahrung dieser Bedeutung vollziehen. Dann kennzeichnet ROSEN den Unterschied zwischen Primär- und Sekundärprozess durch die unterschiedliche Verwendung von Signalen, Zeichen und Symbolen. „Was wir den ‚Primärprozess‘ nennen, stellt hauptsächlich eine signalisierende und bezeichnende Tätigkeit dar, während der ‚Sekundärprozess‘ durch seinen vorwiegenden Gebrauch von Symbolen charakterisiert werden kann“ (S. 199).

Die Bedeutung dieser Unterscheidung für das Verständnis der analytischen Arbeit wird durch die entwicklungsgeschichtliche Perspektive unterstrichen. Es ist wahrscheinlich, dass in der frühen Kindheit Signalsysteme den Hauptteil der Kommunikation zwischen Eltern und Kind tragen (z.B. Dreimonatslächeln). In der weiteren Entwicklung kommen zu den Signalen zunehmend durch

^{*)} Ohne hier auf die Ursachen für die Diskrepanz zwischen dem psychoanalytischen und semiotischen Gebrauch des Symbolbegriffes einzugehen, sei doch daran erinnert, dass das psychoanalytische Symbol korrekterweise als Signal oder Zeichen im Sinne ROSEN's zu klassifizieren ist.

Imitationsverhalten bildhafte Zeichensysteme hinzu, die durch den Spracherwerb dann zwar überlagert, aber nicht ersetzt werden. Zu diesem Prozess der Transformierung früher Signal-Zeichen-Systeme in sprachliche Symbolstrukturen haben WERNER u. KAPLAN (1962) wichtiges Material vorgelegt. Sie zeigen, dass jedes Individuum beim Erlernen konventioneller symbolischer Kodes Entwicklungsphasen durchmacht, in denen die außersprachlichen sensorischen Erfahrungen mit den konventionellen Wortsymbolen assoziiert werden. Aufgrund dieser konvergenten Entwicklungen lassen sich später an jedem Wort „denotative“ und „connotative“ Bedeutungen unterscheiden. Wie von verschiedenen Autoren ausgeführt wurde (RYCROFT, 1958; ROSEN, 1966; SHAPIRO, 1970) lässt die klinische Arbeit den Schluss zu, dass als Folge regressiver Prozesse diese archaischen Signal-Zeichen-Systeme wieder eng an das Wort assoziiert werden. In diesem Sinne meint das Wort des Patienten, bzw. meinen seine Mitteilungen nicht nur den referentiellen Aspekt, den Sachverhalt, sondern indizieren auch unbewusste, als Wünsche encodierte Signale der infantilen Persönlichkeit.

Diese Überlegungen zum symptomatischen Charakter der sprachlichen Mitteilungen des Patienten wurden von SPENCE (1968, 1969) vom informationstheoretischen Gesichtspunkt aus diskutiert und wurden von ihm empirisch untersucht (1970, 1973, 1976). Die Konzeptualisierung der sprachlichen Mitteilung als Symptom für unbewusste Prozesse findet ihre Entsprechung in der Form des Zuhörens, welches durch FREUD als „gleich schwebende Aufmerksamkeit“ gekennzeichnet wurde. Damit soll die Aufmerksamkeit den sekundärprozesshaften, referentiellen Aspekten der Mitteilungen entzogen und auf die primärprozesshaften = symptomatischen Aspekte der Äußerungen hingelenkt werden. SPENCE u. LUGO (1972) legten hierzu eine experimentelle Untersuchung vor, die auf der Unterscheidung von ROSEN basiert und diese auch im wesentlichen bestätigt.

Mit dieser Ausweitung der kommunikationstheoretischen Betrachtung auf die klinisch-psychoanalytische Fragestellung hin wird deutlich, dass die Verwendung der Inhaltsanalyse im Bereich der psychotherapeutischen Forschung hauptsächlich als pragmatische Fragestellung im Sinne der hier unterschiedenen Aspekte zu verstehen ist. So scheint es uns eine nützliche Abgrenzung zu sein, wenn HÖRMANN (1970) die Struktur einer Mitteilung und die Erkenntnis ihrer Organisationsregeln als Gegenstand der Linguistik bezeichnet und die Hauptaufgaben der Sprachpsychologie oder Psycholinguistik in der Beschreibung des Prozesses der Sprechbenutzung sieht. Es gehe hierbei um die Beziehung zwischen den Mitteilungen einerseits und den Charakteristiken der diese Mitteilung sendenden und empfangenden Individuen andererseits. Die Einführung des pragmatischen Gesichtspunktes, d.h. die Betrachtung der handlungsrelevanten Aspekte des Sprechens, erweitert die

Bestimmung der Parole um die auch besonders für die Psychoanalyse wichtigen, situativen Gesichtspunkte (s. z.B. SEARLE, 1971).

Angesichts der zentralen Bedeutung der verbalen Kommunikation in der psychoanalytischen Situation – „die Stimme des Intellekts ist leise, aber sie ruht nicht, ehe sie sich Gehör verschafft hat“ (FREUD, 1927, S. 377) – ist es erstaunlich, dass das Thema „Psychoanalyse und Sprache“ erst seit einem guten Jahrzehnt aktuell geworden ist. Gewiss gab es einzelne klinische Studien, in denen besondere Sprachbildungen sorgfältig analysiert wurden (BALKANYI, 1964), die dem FREUD'schen Vorbild der Bedeutungsanalyse von sprachlichen Fehlleistungen folgen. Sprache bleibt hierin etwas prinzipiell Aufzulösendes, ein Symptom für die Wirksamkeit unbewusster Prozesse. Die sprachtheoretische Konzeption FREUDs wurde systematisch von JAPPE (1971) dargestellt.

Mit der Gründung einer ‚study group for linguistics‘ am New Yorker Psychoanalytischen Institut wurde die Beziehung zwischen Psychoanalyse und Linguistik neu belebt. Die von dort bisher erfolgten Veröffentlichungen zeigen einerseits hauptsächlich theoretische Klärungen im Rahmen des traditionellen Modells von Wort- und Sachvorstellungen, andererseits wird die Beziehung von Sprache und Erwerb und Genese des Ich's thematisiert (EDELHEIT, 1968). Damit wurde die Perspektive grundlegend verändert. Sprache ist nicht länger ein Medium, das besonders anhand seiner Fehlleistungen untersucht wird, sondern wird – fast überzogen – zur Matrix der psychosozialen Identität. Von dieser Basis aus wird die überragende Bedeutung der ebenfalls in diesen Jahren ausgearbeiteten soziolinguistischen Thesen verständlich, und gleichzeitig wird eine Verbindung von Sprache und Philosophie neu aufgegriffen – nämlich die von WITTGENSTEIN induzierte common language-Philosophie, in der die Grenze der Sprache auch die Grenze der erfahrbaren Welt ist. Der WITTGENSTEIN'sche Begriff des Sprachspiels – worunter bei ihm Sprache und die Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist (1960, S. 293), gemeint sind – wird zur leichthin verwendeten Folie.

Um die Skizze der theoretischen Entwicklungen zum Thema Sprache und Psychoanalyse zu vervollständigen, müsste hier der hermeneutischen Denkrichtung ein breiterer Raum eingeräumt werden, als wir dies tun. LACAN's Arbeit „Funktion und Feld der Sprache in der Psychoanalyse“ von 1956 greift die strukturalistischen Ansätze auf und entwickelt eine Philosophie der Psychoanalyse, die wohl nur wiederum hermeneutisch gewürdigt werden kann. Bei uns ist hier eine spezielle Version dieser Bemühungen als „Tiefenhermeneutik“ von LORENZER (1970) ausgeführt worden, wo anstelle des Strukturalismus das dialektisch-marxistische Denken gerückt ist.

Unsere eigenen Ansätze möchten wir in Abhebung zu diesen vielfältigen Denkmöglichkeiten als von einem erfahrungswissenschaftlichen Rationalismus

(ALBERT, 1971) geleitet sehen, der deswegen nicht in einem kruden Positivismus münden muss, wie dies hierzulande immer noch allzu schnell behauptet wird. Die Bemühungen seit ungefähr 20 Jahren, die klinische psychoanalytische Forschung zu systematisieren, haben über die Einführung des Tonbandes in die Behandlungssituation zu öffentlich zugänglichen Daten geführt, die sprachlicher Natur sind. Da die Erfassung anderer Phänomene der psychoanalytischen Behandlungssituation, z.B. der Gedanken und Gefühle des Analytikers, die er nicht verbalisiert, methodisch auch heute noch weitgehend ungelöst ist, war es sicher kein Zufall, dass gerade aus der Forschergruppe um GILL die ersten Studien stammen, in denen die Sprache durch die systematische Verwendung von audio-visuellen Hilfsmitteln in den Mittelpunkt rückte. Mit der Entwicklung einer Patient-Productivity-Scale durch SIMON (1968) wurde den sprachlichen Äußerungen und ihrer inhaltlichen wie formalen Gestaltung der Rang eines validen Untersuchungsobjektes für die Erfassung komplexer psychoanalytischer Konstrukte zugewiesen. Nimmt man LORENZER's tiefenhermeneutische Interpretation ernst, dass Neurotiker eine „Privatsprache“ haben, und dass bei ihnen eine „Sprachzerstörung“ vorliege, die im therapeutischen Prozess aufgehoben werde, so erscheint es uns – trotz LORENZER's Hinweis, dass es sich hierbei um ein typisch positivistisches Missverständnis handle (1973, S. 14) – notwendig, diese Auffassung des Behandlungsprozesses einer empirischen Erforschung zugänglich zu machen. Es bleibt bei LORENZER ziemlich dunkel, in welcher Weise sich die neurotische Privatsprache äußert. Man kann sich u.E. nicht damit begnügen, „Sprachzerstörung“ lediglich tiefenhermeneutisch zu erschließen und empirische Untersuchungen damit abzuweisen.

Wenn wir in diesem Zusammenhang die Bezeichnung „Sprachverhalten“ einführen, beziehen wir uns nicht auf eine enge behavioristische Interpretation im Sinne SKINNER's (1957), sondern halten CHOMSKY's kritisches Referat für in der Sache überzeugend (1959). Die Einbeziehung sprachwissenschaftlicher Erkenntnisse soll aber jene Diskussion wieder aufgreifen, die von FREUD selbst mit der Aphasie-Studie (1891) aufgeworfen war, nämlich das Verhältnis von Sprache und Psychopathologie näher zu bestimmen. Wir halten eine zu extensive Auslegung des Sprachbegriffs, wie sie im Gefolge der Sprachspieltheorie von WITTGENSTEIN heute vorgenommen wird, – wobei dort besonders der instrumentale Charakter und weniger der emotional expressive gemeint ist – für unzumutbar. Den Begriff der Sprache als Inbegriff aller symbolischen Kodes zu verwenden, über die wir verfügen, trägt unseres Erachtens zu einer Verschleierung der verschiedenen Formen der diskursiven und präsentativen symbolischen Formen bei, wie sie LANGER (1942, S. 86) herausgearbeitet hat. Aus diesem Grunde engen wir das Konzept einer Sprachzerstörung absichtlich auf die verbalen Mitteilungen ein, ohne die Bedeutung averbaler Kommunikationsformen damit zu unterschätzen.

Wir gehen bei den weiteren Überlegungen also davon aus, dass am Sprachverhalten neurotische Deformationen erkennbar sein müssen, die sich im Laufe des therapeutischen Prozesses verändern. Wir teilen allerdings nicht die von HABERMAS anvisierte Utopie, dass am Ende eines idealtypischen Behandlungsverlaufes das „Sprachspiel kommunikativen Handelns“ gilt, bei dem „Handlungsmotive und sprachlich ausgedrückte Intentionen“ zusammenfallen. Wir sind, wie BITTNER (1969), der Ansicht, dass „diese imponierend bündige Interpretation des psychoanalytischen Prozesses denn doch einiges Wichtige entscheidend verkürzt bzw. bewusst eliminiert“. BITTNER weist besonders auf den entscheidenden Mangel der HABERMAS'schen Konzeption hin: „HABERMAS setzt die Sprache als Medium der Kommunikation als gegeben voraus. Doch ist sie es für das Kind? Ist sie es für den Neurotiker, in dem die Psychoanalyse das „wenig veränderte Kind“ (FREUD, 1925, S. 565) wiederzuerkennen vermeinte. Tut das Exkommunikationsmodell von HABERMAS nicht so, als hätten die ins Privatsprachliche angedrängten Bedeutungen eine rational-sprachliche Repräsentation – zumindest potentiell bereits gehabt? Es scheint umgekehrt zu sein: ontogenetisch gesehen jedenfalls dürfte die Privatsprache älter als die kommunikative Sprache sein! (S. 20). Die nur negative Kennzeichnung der Privatsprache wird u.E. zurecht als einseitiges Bild aufgewiesen. Wir haben bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, dass die leitende Utopie von HABERMAS, ein aufgeklärtes Subjekt habe die Geschichte seiner Selbstwerdung reflektiv zur Verfügung, eine aufklärerisch-dogmatische Übersteigerung darstellt (THOMÄ und KÄCHELE, 1973, S. 316).

1.3 Methodologische Bemerkungen zur inhaltsanalytischen Untersuchungssituation

Die Entwicklung der Inhaltsanalyse als wissenschaftliche Disziplin lässt sich an der Art der Fragestellungen aufzeigen, die auf den zwei großen Konferenzen, die vom International Social Science Research Council 1955 und 1967 durchgeführt wurden, im Mittelpunkt standen.

Die erste Allerton House Conference im Jahre 1955 wurde von den Problemen der Schlussfolgerung von verbalem Material auf seine ursächlichen Bedingungen, von den Problemen der Kontingenzfeststellung zwischen Symbolen und von Fragen, neue Instrumente zu entwickeln, bestimmt. Der Bericht über diese Konferenz (POOL, 1959) wurde nach BERELSON's erstem grundlegenden Werk das zweite unentbehrliche Handbuch. Aber die Entwicklung der nächsten Jahre zeigte, wie fruchtbar der Boden und wie vielfältig die weiteren Anwendungsmöglichkeiten waren. Besonders die Entwicklung der „computational linguistics“ und den damit verbundenen Computer-Techniken führte zu einer Erweiterung der methodischen

Möglichkeiten. Hand in Hand aber ging damit auch eine Reflexion über methodologische Probleme. So beschäftigte sich Klaus KRIPPENDORF als einer der ersten ausschließlich mit der Methodologie der Inhaltsanalyse (1967); die Essenz dieser Ausführungen bilden die Einleitung zu dem Berichtband über die zweite Allerton House Conference im Jahre 1967. KRIPPENDORF klärt zunächst was Inhaltsanalyse nicht ist. Er weist dabei die einfache Annahme zurück, der Inhaltsanalytiker habe nur den Prozess der Verkodierung eines Senders in einen Prozess der Dekodierung zu verwandeln. Damit würde der Inhaltsanalytiker in eine kommunikative Beziehung zu dem Sender treten und die charakteristische Stellung des Forschers, der nur bestimmte Fragen stellt, würde nicht Rechnung getragen:

"Da Mitteilungen von einer unbegrenzten Zahl legitimer Perspektiven aus betrachtet werden können, sind unqualifizierte Hinweise auf den Inhalt eines Dokumentes oder eines Textes nicht akzeptabel. Was als 'Inhalt' verstanden wird, entsteht erst im Vorgang der Inhaltsanalyse in einer bestimmten Situation und für einen bestimmten Forschungszweck, von dem der Inhalt nicht ohne weiteres abgelöst werden kann" (1969, S. 5).

KRIPPENDORF bestimmt den wissenschaftstheoretischen Standort der Inhaltsanalyse, indem er die Daten der Beobachtung als nicht von der Fragestellung des Forschers unabhängig placiert (POPPER's Scheinwerfertheorie). Im folgenden beschreibt er dann die typische Untersuchungssituation des Inhaltsanalytikers, die wir nun kurz referieren:

- I a) Der Wissenschaftler bezieht sich auf ein reales System seiner Umwelt, welches er zur Untersuchung heranzieht. Dieses System kann als „Sender“ der Nachricht bezeichnet werden.^{*)} Sender können Individuen, Gruppen, Massenmedien etc. sein; eine logische Abgrenzung ist nicht durchführbar.
- I b) Der Sender ist nur teilweise beobachtbar. Weite Bereiche bleiben der direkten Wahrnehmung unzugänglich. Die partielle Beobachtbarkeit ist prinzipieller Natur, nicht ein Problem der Datensammlung.
- I c) Die Übertragung der Daten vom Sender zum Forscher ist nicht umkehrbar. Das heißt auch, dass der Forscher den Sender nicht manipulieren kann, dass die Ergebnisse der Inhaltsanalyse keinen Einfluss auf das Verhalten des Senders haben.
- II a) Die Arbeit des Untersuchers wird durch ein Interesse an Eigenschaften des Senders motiviert, die nicht direkt zugänglich sind.
- II b) Das zentrale Forschungsproblem besteht darin, aus den Rohdaten, dem Text im allgemeinen Sinn, Schlussfolgerungen auf Ereignisse,

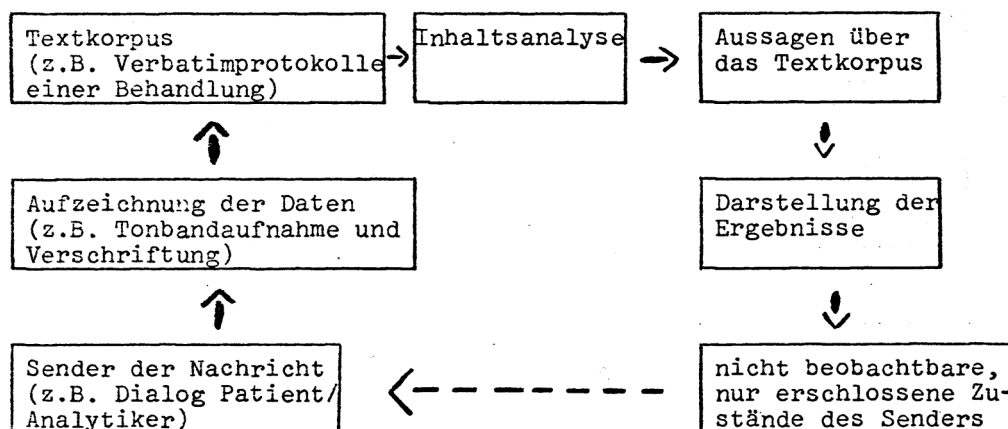
^{*)} Um Missverständnissen vorzubeugen, soll gleich hier geklärt werden, dass für unsere Untersuchungen die Dyade „Patient-Therapeut“ als Sender in dem hier gemeinten Sinne definiert ist.

Verhaltensweisen oder Eigenschaften, die mit dem Sender verknüpft sind, zu ziehen.

- III a) Der Wissenschaftler muss bei der Arbeit der Datentransformation Sorge tragen, dass die Reliabilität und Validität der Prozedur unabhängig von den jeweiligen Ergebnissen bestimmt werden können.
- III b) Der Vorgang der Datentransformation als ein Vorgang der Formalisierung eines spezifischen Textes in eine beobachtungsunabhängige Sprache muss explizit gemacht werden.
- III c) Die beabsichtigten Schlussfolgerungen beziehen sich auf Zustände oder Eigenschaften des Senders, die im untersuchten Text nicht manifest sind. Deshalb wird eine Theoriesprache benötigt, die entsprechende Verknüpfungsregeln enthält.

Die aufgeführten Charakteristika lassen sich in einer graphischen Darstellung der typischen Untersuchungssituation nochmals zusammenfassen.

SCHEMA DER INHALTSANALYTISCHEN UNTERSUCHUNGSSITUATION



(nach KRIPPENDORF, 1969, S. 10)

Abbildung 4

Das obige Schema verdeutlicht, dass es sich bei den Nachrichten, die analysiert werden, um Informationen über etwas und nicht um direkte Beobachtung von etwas handelt. Der „Inhalt“ einer Nachricht ist deshalb etwas Erschlossenes, nicht direkt Beobachtetes, was mit mehr oder weniger Präzision ausgemacht werden kann. Weiterhin ist klar, dass „Nachricht“ nicht etwas Absolutes darstellt, sondern im Rahmen einer bestimmten Erwartungshaltung – nämlich dessen, was untersucht werden soll – zur Information für einen Untersucher wird. Abschließend geben wir die Definition wieder, die KRIPPENDORF aufgrund dieser Analyse der Untersuchungsmethodik aufgestellt hat. Im Unterschied zu den traditionellen Formen der Kontentanalyse definiert er:

„Inhaltsanalyse kann also bezeichnet werden als der Gebrauch einer reproduzierbaren und validen Methode, um spezifische Schlussfolgerungen von einem Text auf andere Zustände oder Möglichkeiten seiner Quelle ziehen zu können“ (1969, S. 11).

Konkretisieren wir diese Gesichtspunkte für die von uns geplante Anwendung der Inhaltsanalyse auf die Verbatim-Protokolle psychotherapeutischer Behandlungen, so ergibt sich folgendes:

ad I: Die verbale Kommunikation zwischen Patient und Arzt, wie sie im wörtlichen Protokoll erscheint, ist als reales Interaktionssystem das Untersuchungsobjekt. Nicht beobachtbar sind averbale Kommunikationsformen, innere Gefühlszustände wie die Gegenübertragung des Analytikers oder auch die persönliche Lebensgeschichte des Patienten, die nur teilweise in den Protokollen erscheint. Der verbale Austausch wird als Index für die Gesamtheit der ablaufenden Prozesse gesetzt.

Die Untersuchung der Protokolle beeinflusst den Therapieprozess nicht. (Wir sehen hierbei bewusst von dem Einfluss ab, der durch die Tonbandaufzeichnungen selbst auf die therapeutische Situation ausgeübt wird; s.d. Arbeiten der Gruppe um Merton GILL (GILL, 1968), SIMON et al., 1970).

ad II: Das Interesse des Inhaltsanalytikers richtet sich auf strukturelle und inhaltliche Veränderungen des Patienten und des Therapeuten, (was sich als neues Element allmählich in der Psychotherapieforschung durchsetzt) nicht primär auf die sprachlichen Verhaltensweisen per se. Insofern reine Sprachstatistik^{*)} betrieben wird, kann noch nicht von Inhaltsanalyse in dem hier definierten Sinn gesprochen werden. Erst die Schlussfolgerungen von sprachlichen Verhaltensweisen, die beobachtbar sind - auf psychopathologische, psychodiagnostische oder psychodynamische Konstrukte - macht Sprachanalyse zur Kontentanalyse.

ad III: Der allgemeine Stand der Theorie des symbolischen Verhaltens ist noch so unzureichend, dass die Verknüpfungsregeln von theoretischen Konstrukten zu Beobachtungsdaten noch wenig spezifiziert sind. Der Forderung einer Validierung der Schlussfolgerungen, die aus bestimmten inhaltsanalytischen Studien gezogen werden, kann deshalb allgemein nur wenig Rechnung getragen werden. Zumeist handelt es sich um indirekte Validierungsvorgänge. Anstelle der Validierung tritt zumeist die Rechtfertigung – eine Unterscheidung, die FEIGL (1952) eingeführt hat.

^{*)} wie dies z.B. von HERDAN (1966) in seiner „Type-Token-Mathematics“ geschieht.

Die Rechtfertigung für eine Methode („vindication“) besteht darin, dass sie zu gewissen Erfolgen bei der Vorhersage führt, wobei die Details der Methode nicht theoretisch ausgewiesen sein müssen. (Ein Beispiel hierfür ist die erfolgreiche Unterscheidung von echten und gefälschten Aufzeichnungen von Selbstmordkandidaten aufgrund von theoretisch nur unzureichend verstandenen Variablen kontextanalytischer Natur^{*)}). Die Regeln des induktiv-deduktiven Vorgehens sind für den Validierungsprozess essentiell; für die Rechtfertigung ist dies die Beziehung zwischen den Mitteln und dem Ergebnis.

Dieser wenig zufriedenstellende Zustand wurde schon 1952 von LASSWELL beschrieben:

„Es gibt bis jetzt keine gute Theorie der symbolischen Kommunikation, aufgrund derer vorhergesagt werden kann, wie bestimmte Werte, Haltungen oder Ideologien in manifesten Symbolen ausgedrückt werden. Die bestehenden Theorien tendieren dazu, mit Werten, Haltungen und Ideologien als letzten Einheiten umzugehen und nicht mit den symbolischen Atomen, aus denen sie zusammengesetzt sind. Es gibt noch keine Theorie der Sprache, die die einzelnen Wörter vorhersagen könnte, die jemand gebrauchen wird, wenn er den Inhalt seiner Gedanken ausdrücken will“ (S. 49).

Bei der Untersuchung von Verbatimprotokollen wird dieser Zustand in der Unklarheit evident, mit der der psychoanalytisch orientierte Untersucher an das sprachliche Material des Therapieprozesses herangeht. Von der psychoanalytischen Theorie her können bisher nur vage Vorstellungen entwickelt werden, welche Variablen er zu untersuchen hat, um klinische Hypothesen zu überprüfen. Wir werden hier sicher lange Zeit noch mit einer bloßen Rechtfertigung arbeiten müssen, bevor validierende Schritte möglich sind.

^{*)} s.d. OGILVIE et al.'s Pilotstudie mit dem General Inquirer (1966), bei der sie anhand inhaltsanalytischer Indizes die Absicht von Briefautoren, Selbstmord begehen, erfolgreich identifizierten. Die Textindikatoren wurden nicht deduktiv aus einer Theorie abgeleitet, sondern wurden induktiv aus dem Material erschlossen. Im Gegensatz hierzu steht OSGOOD's und WALKER's Studie, die anhand einer lerntheoretischen Deduktion echte von gefälschten Abschiedsbriefen von Selbstmördern unterscheiden konnten (1959).

1.4 Die Bedeutung der Inhaltsanalyse in der psychotherapeutischen Forschung

Gerald MARSDEN beschließt seinen Übersichtsartikel über die inhaltsanalytischen Studien des Zeitraumes von 1954 bis 1968 mit einer Graphik, die das Wachstum dieser Methode im Felde der Psychotherapieforschung deutlich anzeigt (S. 385).

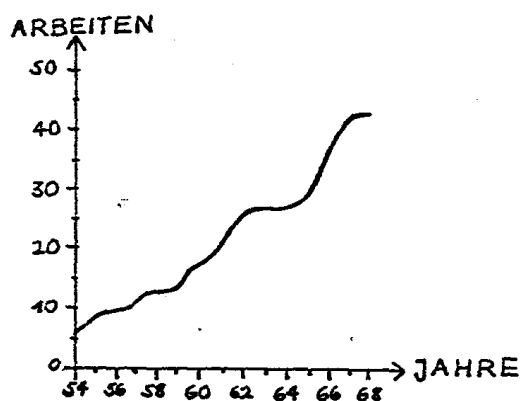


Abbildung 5

Dabei wird deutlich, dass von den rund 500 Artikeln, die in diesem Handbucheintrag genannt sind, über 50% erst in den letzten 5 Jahren des Berichtszeitraumes entstanden sind. Die Bedeutung der Methode, um die es in diesem Abschnitt geht, scheint somit durch die Wachstumsrate selbst gesichert zu sein. Dabei kann nicht deutlich genug darauf hingewiesen werden, dass die Inhaltsanalyse als Methode die Aufzeichnung des Therapieprozesses – mit Hand oder mit Tonband-Videobandaufnahmen – zur Voraussetzung hat. Wir haben an anderer Stelle diesen Gesichtspunkt bereits folgendermaßen hervorgehoben:

„Tonbandaufzeichnungen ermöglichen, dass nicht nur die beiden am therapeutischen Prozess unmittelbar Beteiligten Auskunft geben, sondern auch Dritte sich mit dem Material auseinandersetzen können“ (KÄCHELE, SCHAUMBURG u. THOMÄ, 1973, S. 902).

Damit wurde ein Bereich der prüfenden empirischen Forschung zugänglich, der sich lange zwar durch einen überwältigenden Reichtum an Hypothesen und Evidenzerlebnissen auszeichnete, über den aber relativ wenig gesichertes Wissen bestand. So verweisen GOTTSCHALK und AUERBACH im Vorwort ihres Readers darauf hin, dass es leichter sei, ein Buch über ein klinisches Phänomen zu schreiben, als auch nur eine der darin verwendeten Annahmen sicher zu prüfen (1966, S. 4).

Die von MARSDEN in dem Übersichtsreferat verwendete Definition der Inhaltsanalyse („a research technique for the systematic ordering of the content of communication processes“ [S. 345]) führt dazu, so ziemlich alle

Untersuchungen im Bereich der Psychotherapieforschung einzubeziehen, die sich auf irgendeine Weise mit dem Therapieprozess beschäftigen. In der Tat findet sich auch eine weitgehende Übereinstimmung der hier zitierten Literatur mit den von MELTZOFF und KORNREICH in ihrem Forschungsbericht (1970) aufgearbeiteten Untersuchungen. Ausgenommen sind bei MARSDEN allerdings jene Studien, die mit psychometrischen Verfahren (wie z.B. Giessen-Test) den psychotherapeutischen Raum untersuchen.

Da es hier nicht unsere Aufgabe sein kann, eine Zusammenfassung der von MARSDEN vorzüglich aufgearbeiteten Literatur zu geben, sondern auf die von uns selbst gewählte Methode hinzuleiten, greifen wir nun eine von MARSDEN besonders heftig kritisierte Eigentümlichkeit der Forschungssituation auf.

Die bisher beschriebenen Untersuchungen aus dem Bereich der Psychotherapie weisen von der Form ihrer Methode her alle ein gemeinsames Defizit auf, was den methodischen Aufwand betrifft. Inhaltsanalysen sind in der Regel ein mühseliges Unterfangen; die Notwendigkeit, sich auf geschulte Beurteiler zu verlassen, setzt in aller Regel den Bedürfnissen an Replizierungen deutliche Grenzen. Weiterhin weisen die verschiedenen Kategoriensysteme, die verwendet werden, einen beträchtlich verschiedenen Grad an Komplexität und Verwandtschaft auf, so dass eine nicht kleine Zahl von Analyseinstrumenten nach einmaliger Demonstration in den Schubladen verschwand, weil niemand sich das Instrument aneignen mochte:

„System nach System wurde entwickelt und wurde in ein oder zwei Pilot-Untersuchungen vorgeführt, um dann aber in der Literatur zu verschwinden; nicht einmal der eigene Erfinder und Autor benutzte das System mehr. Weiterhin wurden nur wenige Variable oder Konzepte so gründlich studiert, dass man von einer programmatischen oder extensiven inhaltsanalytischen Erforschung sprechen könnte“ (MARSDEN, 1965, S. 315).

Eine der Ursachen für den unbefriedigenden Stand der Forschung liegt nach RAPOPORT (1969) in überhöhten Zielsetzungen, die dann nicht erreicht werden können.

Fragestellungen, wie die Beziehung von Fernsehsendungen zur Jugendkriminalität – um nur eine der im Bereich der Inhaltsanalyse sehr beliebten aktuell wichtigen und politisch relevanter Fragestellungen zu nennen – seien viel zu komplex, um die Entwicklung eines wissenschaftlichen, systematischen Denkens zu fördern.

Wären die Naturwissenschaften in ähnlicher Weise vorgegangen, hätten sie anstelle einfacher, regelmäßiger Vorgänge sehr dramatische und aktuell relevante Fragen aufgeworfen (sich z.B. um die Erdbebenerforschung zu kümmern, anstatt um den fallenden Apfel), so hätte sich zwar möglicherweise ein jeweils ad hoc wichtiges Signal für die Vorhersage mancher Ereignisse gefunden, die Entwicklung einer systematischen Theorie jedoch wäre stagniert.

Er fordert deshalb für die Inhaltsanalyse den Stellenwert einfacher systematischer Beschreibungen der vorhandenen Texte nicht zu unterschätzen:

„Statt einer ziellosen Beschreibung des Inhaltes sprachlicher Produkte empfehle ich eine systematische Beschreibung, wo „systematisch“ wörtlich verstanden werden muss, nämlich system-orientiert. Dies erfordert allerdings einen beträchtlichen gedanklichen Aufwand bei der Auswahl der Variablen und ihrer Quantifizierung - mit anderen Worten, eine Auswahl semantischer Einheiten ist notwendig, die für eine große Zahl verschiedener Texte anwendbar sind, entsprechend den strukturellen Einheiten der klassischen Linguistik“ (S. 30).

Was RAPOPORT als Systemtheoretiker hier fordert, ist u.E. nichts anderes als inhaltsanalytische Grundlagenforschung, die sich kurzfristigen Forschungszielen zu entziehen weiß, um langfristig eine Methodologie zu entwickeln, die als gemeinsame Basis für die verschiedensten Fragestellungen dienen kann.

1.5 Die Entwicklung der maschinellen Inhaltsanalyse

Die maschinelle Inhaltsanalyse, deren Entwicklung wir hier kurz skizzieren wollen, ist u.E. als ein grundlegender Schritt in dem o.g. Sinne zu betrachten. Hier wurde relativ unabhängig von aktuellen Forschungsfragestellungen der Entwicklung eines Instrumentariums jener notwendige Zeitaufwand zugewendet, der sich erst langfristig auszahlen wird. Die Entstehung der maschinellen Inhaltsanalyse, auch automatisierte Textverarbeitung (MOCHMANN, 1974) genannt, ist eng mit den Bemühungen verbunden, eine mechanische Sprachübersetzung zu erreichen. Nach MOCHMANN wurde durch eine Denkschrift von Warren WEAVER mit dem Titel „Translation“ 1949 eine rege Forschungstätigkeit angeregt, die sich immer mehr zu einem eigenen Forschungsgebiet entwickelte (s. TAUBE, 1967, S. 27 ff). Nach den ersten übergroßen Hoffnungen auf eine baldige Lösung des praktischen Problems der Sprachübersetzung ergab sich eine deutliche Ernüchterung (BAR-HILLEL, 1959):

„Weder gegenwärtig noch in naher Zukunft ist mit einer völlig automatischen Prozedur zu rechnen, die die augenblicklich existierenden Computer instand setzen würden, ... die Mehrdeutigkeit der Wörter aus dem gleichen Zusammenhang heraus zu erklären, der einem menschlichen Leser (oder Übersetzer) eine unmittelbare und unzweideutige Lösung des Problems ermöglichen würde“ (S. 64).

Diese Ernüchterung förderte aber die Entwicklung einer systematischen Grundlegung der Erforschung des natürlichen Sprachverständnisses. Hierbei erwies sich der Computer als wichtiges Instrument bei der simulierten Überprüfung der entwickelten Konzepte (s.d. SCHANK und COLBY, 1973). Die instrumentale Bedeutung des Computers ist auch daran zu erkennen, dass sich das entsprechende Spezialgebiet als „computational linguistics“ angesprochen wird^{*)}.

Im Bereich der Inhaltsanalyse selbst waren es hauptsächlich die Probleme der Mühseligkeit „large-scale hand content analysis“ durchzuführen, die bereits 1952 LASSWELL, LERNER und POOL veranlassten, auf die Möglichkeit des Einsatzes datenverarbeitender Computer hinzuweisen:

„Vielleicht erweist sich die Entwicklung der modernen elektronischen Datenverarbeitung als Schlüssel zu den unglaublich komplexen Problemen, die mit der statistischen Analyse der Sprache verbunden sind“ (1952, S. 63). Im Rückblick auf das Forschungsprojekt bedauern sie explizit den Mangel einer Datenverarbeitungsanlage, denn „ein mechanisches System der

^{*)} Den aktuellen Stand der Diskussion auf diesem Gebiet referiert ein Workshop-Bericht: Theoretical Issues in Natural Language Processing. An Interdisciplinary Workshop in Computational Linguistics. Cambridge, June 1975. Ed. R. SCHANK.

Datenauswertung hätte es uns erlaubt, nach Belieben auf die ursprünglichen Daten zurückzugreifen“ (S. 63).

Die ersten text-verarbeitenden Studien beschäftigen sich jedoch mehr mit Fragen der thematischen Index-Bildung und der Erzeugung von Wort-Konkordanzen, wie sie z.B. für Thomas von Aquin's Summa Theologica von TASMAN (1957) erstellt wurden. Die erste direkte Anwendung eines Computers für inhaltsanalytische Probleme wurde von SEBEOK und ZEPS (1958) durchgeführt, die für die Analyse von 4000 Märchen der Cheremis-Indianer ein Programm für die Auswertung von Wort-Kontingenzen schrieben. Etwas später, ohne jedoch über SEBEOK's und ZEPS' Ansatz genau orientiert zu sein, entwickelten STONE und BALES eine erste Fassung des General Inquirer Systems, um thematische Veränderungen im Diskussionsinhalt von Kleingruppen zu ermitteln (STONE, BALES, NAMENWIRTH und OGILVIE, 1962).

Dabei konnte sich die Arbeitsgruppe um STONE bereits auf Vorarbeiten stützen, die eine Gruppe am Massachusetts Institute for Technology im Bereich der mechanischen Übersetzung geleistet hatte (YNGVE, 1962). Diese Gruppe hatte eine spezielle Sprache – COMIT – entwickelt, in der die Probleme der Sprachübersetzung auf die numerische Sprachebene der Computer besser angepasst werden konnte. Wie STONE darstellt, war die Entwicklung der ersten Fassung des General Inquirer eine „wichtige initiale Anwendung um die text-verarbeitende Fähigkeiten der COMIT-Programmsprache zu überprüfen und um schwache Stellen der Programme zu identifizieren“ (1966, S. 64).

In den folgenden Jahren fand ein stetiges Wachstum der Computer-Technologien statt. STARKWEATHER und DECKER (1964) entwickelten Programme zur Ermittlung von Worthäufigkeiten und Type-Token-Indizes; im gleichen Jahr publizierten HARWAY und IKER (1964) ihre erste Mitteilung über das von ihnen entwickelte WORDS-System. Weitere Berichte folgten 1965, 1966, 1969a und 1969b; eine Beschreibung des WORDS-Systems selbst wurde allerdings erst 1974 veröffentlicht (IKER und KLEIN, 1974).

Von besonderem Interesse für das Verständnis der sich anbahnenden technologischen Umwälzung ist IKER's Hinweis (1974a) auf die Gleichzeitigkeit fast identischer Entwicklungen in den verschiedenen Fachgebieten, die traditionellerweise kaum Berührungspunkte aufweisen.

IKER korrigiert dort die Ansicht einer französischen Forschungsgruppe (SAINTE-MARIE, ROBILLARD u. BRADLEY, 1973) aus dem Bereich der Literaturwissenschaft, sie hätten als erste Textvergleiche mit Hilfe von maschinell erstellten Wort-Häufigkeitslisten und Faktorenanalysen erstellt. Unabhängig haben sich nach IKER auch die, für die maschinelle Inhaltsanalyse von besonderem Interesse, Methoden des Information-Retrievals entwickelt. So stammen LUHN's bahnbrechende Arbeiten auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Arbeiten aus den Jahren 1957, 1958; fortgesetzt wurde diese Fragestellung u.a. auch von BORKO und BERNICK (1963).

Unabhängig von den bisher aufgeführten inhaltsanalytischen Systemen wurde auch von LAFFAL (1961, 1967, 1969, 1970) ein Computerprogramm entwickelt, welches über eine Worterkennung eines Kategorienprofils über die 114 Kategorien des LAFFAL'schen Wörterbuches (1973) liefert.

Als umfassenstes System zur maschinellen Inhaltsanalyse haben bisher STONE und Mitarbeiter 1966 das von ihnen entwickelte Programmsystem GENERAL INQUIRER vorgelegt, welches als exemplarische Entwicklung für die heutigen Möglichkeiten maschineller Inhaltsanalyse gelten kann. Da es in der deutschsprachigen Literatur sowohl im Handbuchbeitrag von SILBERMANN (2. Aufl., 1974) wie auch in dem Beitrag von MOCHMANN (1974) zur automatisierten Textverarbeitung dargestellt ist, verzichten wir auf eine ausführliche Darstellung. Mit dem vom General Inquirer verwendeten „Harvard III Psychosociological Dictionary“ wurden jedoch eine Reihe von Untersuchungen durchgeführt, die für die psychotherapeutische Forschung von großem Interesse sind.

So beschrieb DUNPHY (1966) die Veränderungen der Selbst-Wahrnehmung und Rollendifferenzierung der Teilnehmer an einer analytischen Selbsterfahrungsgruppe. PAIGE (1966) analysierte mit dem General Inquirer und dem Harvard III Wörterbuch eine Serie von 167 Briefen die ALLPORT 1946 veröffentlicht hatte. Die Studie ist deswegen aufschlussreich, weil sie einen Vergleich mit einer manuellen Inhaltsanalyse erlaubt, die 1942 von BALDWIN an diesen Briefen durchgeführt worden war. PSATHAS und ARP (1966) analysierten mit der gleichen Methode eine Serie von Interviewer-Äußerungen, die HELLER (1963) im Rahmen einer experimentellen Untersuchung zum Interviewer-Verhalten gesammelt hatte. In einer weiteren Studie berichtete PSATHAS (1969) über spezielle Wörterbücher zur Identifizierung von Interviewer-Äußerungen (das Therapist's Tactics Dictionary), welche z.B. eine automatische Klassifikation technischer Verhaltensweisen leisten sollten.

Zur Überprüfung klinischer Stundenbeurteilungen verwendete DAHL (1972) den General Inquirer; verschiedene Kategorien des Harvard Wörterbuches differenzierten zwischen den ausgewählten Extremstunden. In einer folgenden Studie analysierte DAHL (1974) die Beziehung zwischen Kategorienscores und einzelnen Wörtern, um solchermaßen klinisch relevante Cluster von Wörtern zu finden.

Eine vereinfachte Version der vom General Inquirer erstellten Leistungen wurde 1969 von SPENCE angegeben (SPENCE, 1969b). Mit diesem Mini-Inquirer untersuchte SPENCE Hypothesen zur klinischen Wahrnehmung (SPENCE und LUGO, 1972); in einer weiteren Untersuchung analysierte er den „Strom der Gedanken“, der sich beim Beginn einer analytischen Behandlung auf den Therapeuten richtet (SPENCE, 1973). Anhand von psychiatrischen Interviews

krebs-verdächtiger Patientinnen ermittelte SPENCE sprachliche Hinweise für Abwehrprozesse (SPENCE, 1976).

Bedauerlicherweise ist es nicht möglich, den General Inquirer der an verschiedenen Forschungszentren inzwischen verwendet wird (Edinburg: Dep. of Psychiatry (Prof. Walton), University of New South Wales, Australia (Prof. Bullard) für die deutsche Sprache einfach zu übernehmen. Zwar ist der General Inquirer inzwischen am Zentralarchiv für empirische Sozialforschung implementiert, aber linguistische und programmtechnische Probleme der deutschen Sprache verhindern auch nur den Versuch einer einfachen Anpassung auf deutsche Verhältnisse^{*)}.

Doch unter dem Einfluss des General Inquirer, der durch SCHEUCH in Deutschland bekannt wurde, entwickelten sich eigene Programmsysteme. Am Zentralarchiv wurde ein Computer-Programm zur „Analyse von Antworten auf offene Fragen in der Umfrageforschung“ entwickelt (Z.A.R.-System, HÖHE und MOCHMANN, 1970). Eine Erweiterung des Systems zur Anwendbarkeit auf nicht definierte Texte wurde mit dem ebenfalls in Köln entwickelten TEXTPACK-System erreicht (HÖHE et al., 1973). Mangelnde Portabilität dieser Programm-Systeme führte dann am Soziologischen Seminar in Hamburg für die Analyse von Zeitungstexten zur Entwicklung des EVA-Systems (TIEMANN, 1973, HOLZSCHECK, 1975a), welches 1975 auch in Ulm am Rechenzentrum implementiert werden konnte.

^{*)} P. STONE, der sich im Sommer 1975 zu einer Gastprofessur am Zentralarchiv für empirische Sozialforschung in Köln aufhielt, schätzte den Zeitaufwand für eine deutsche Version des General Inquirer auf zwei bis drei Jahre, falls Mitarbeiter und Geld in genügendem Umfang zur Verfügung stehen würden.